

HUMBOLDT KOSMOS

Forschung – Diplomatie – Internationalität

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Kulturerbe und
Nachhaltigkeit
zusammengedacht

EINIGKEIT UND UNGLEICHHEIT

Kolonialisiertes
Ostdeutschland?



Alles nur geklaut?

**Wie der Kolonialismus die Wissenschaft noch immer prägt –
und wo vermeintliche Selbstverständlichkeiten bröckeln**





Alexander von
HUMBOLDT
STIFTUNG



Die Zoologin **Dr. Jeanne Agrippine Yetchom Fondjo** kam mit dem Georg Forster-Stipendium aus Kamerun nach Deutschland. Sie forschte in Hamburg und Karlsruhe zur Ökologie und Biodiversität der Tiere.

Meine Forschungsaufenthalte in Deutschland im Rahmen des Georg Forster-Forschungsstipendiums brachten meine Karriere entscheidend voran. Mein Umfeld riet mir anfangs davon ab, mich zu bewerben. Ich habe es trotzdem versucht und war erfolgreich. Wir brauchen mehr Frauen in der Forschung. Ich möchte sie inspirieren. Haltet an euren Träumen fest und lasst euch nicht entmutigen!



Nachhaltige Entwicklung: Zukunft durch Forschung gestalten

Das Georg Forster-Forschungsstipendium fördert hochqualifizierte Postdocs und erfahrene Wissenschaftler*innen aller Fachrichtungen aus Entwicklungs- und Schwellenländern, deren Forschung Fragestellungen aufgreift, die für die weitere Entwicklung ihrer Herkunftsregionen relevant sind. Die Alexander von Humboldt-Stiftung begrüßt insbesondere die Bewerbungen von Wissenschaftlerinnen.

Sie forschen und lehren in Deutschland und kooperieren mit Wissenschaftler*innen aus Entwicklungs- und Schwellenländern? Dann weisen Sie Ihre Partner*innen auf die Fördermöglichkeiten durch das Georg Forster-Forschungsstipendium hin!

MEHR ERFAHREN:



[www.humboldt-foundation.de/
georgforster](http://www.humboldt-foundation.de/georgforster)

Foto: Oluwasegun Moses Oke

„DER KLIMAWANDEL WIRD UNS ALLE TREFFEN!“



Das Foto ist 2022 im Dorf Checheyi in Zentral-Nigeria entstanden. Im Rahmen eines Projekts meiner Organisation iLeadclimate Action Initiative bin ich durchs Land gezogen und habe Frauen über den Klimawandel aufgeklärt. Denn ich glaube an Veränderung von unten und setze auf Graswurzelbewegungen! Jede von uns kann etwas tun. Wir haben ökologische Pflanzenschutzmittel und organischen Dünger verteilt und den Frauen beigebracht, wie sie ihn einsetzen, um das Klima zu schonen und die Erträge zu verbessern. Das ist Ökofeminismus. Es geht um Klimagerechtigkeit und die Ermächtigung von Frauen und Mädchen. Frauen haben in ihrem Alltag und ihrer Arbeit eine enge Beziehung zur Natur. Sie trifft der Klimawandel besonders hart. Zudem fehlt ihnen oft der Zugang zu Bildung und Ressourcen, um auf die Folgen reagieren zu können.

Viele Konflikte in Nigeria sind eigentlich auf den Klimawandel zurückzuführen, aber nur wenigen Menschen ist das klar. Ob Überflutungen oder fortschreitende Wüstenbildung: Der Klimawandel zerstört Lebensgrundlagen, die Menschen machen sich auf den Weg und fliehen. Das führt zu Feindseligkeiten, Konflikten und Gewaltausbrüchen. Weil Familien ihre Töchter nicht ernähren können, werden sie als Kindsbräute verheiratet. Auch um das zu verhindern ist es wichtig, dass Frauen unabhängiger werden.

Ich bin Agrarwissenschaftlerin und habe 2018 die nigerianische Sektion von Fridays for Future gegründet. Ich habe getwittert und gebloggt, mich mit anderen vernetzt. So ist daraus eine panafrikanische Bewegung entstanden, in der heute Tausende aktiv sind. Das macht mir Mut. Wir leben in einer Welt der Polykrisen und müssen global denken – aber jeder Ort hat eine eigene Perspektive auf die Dinge und kann auch eigene Lösungen entwickeln.

Viele Industriestaaten setzen auf eine globale Wasserstoffwirtschaft, um ihre Industrie klimaneutral zu machen. Aber dafür benötigen sie afrikanischen Boden, afrikanische Ressourcen. Der Klimawandel setzt Afrika jetzt schon besonders zu, obwohl Afrikaner*innen wenig dazu beigetragen haben. Ich sage: „Schluss mit dem *Carbon Colonialism!*“ Die jungen Afrikaner*innen sind innovativ. Warum setzen wir für uns nicht auf die vielen Lösungen für nachhaltige Energiegewinnung, die in Afrika entwickelt werden?

Im Großen müssen die globalen Strukturen gerechter werden. Für jede*n einzelne*n gilt: „Act now!“ Selbst wenn reiche Länder die Folgen des Klimawandels noch bezahlen können, müssen wir begreifen: Der Klimawandel ist nicht nur eine ökologische, sondern auch eine soziale Krise. Und die wird uns alle irgendwann treffen – egal, wo wir auf der Welt zu Hause sind. ● Aufgezeichnet von **MAREIKE ILSEMANN**

Die Agrarökonomin und Klimaaktivistin **ADENIKE OLADOSU** ist Gründerin von Fridays for Future Nigeria und Alumna des Programms Black Feminism and the Polycrisis des New Institute, Hamburg. Als Internationale Klimaschutzstipendiatin forscht sie derzeit beim Politikwissenschaftler Claus Leggewie im Panel on Planetary Thinking der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Willkommen im neuen Kosmos-Heft!

Stellen Sie sich vor, Sie hätten als Wissenschaftler*in drei Wünsche frei. Womöglich denken Sie an eine unbefristete Stelle, Zugang zu den besten Datenquellen der Welt und unbegrenzte Forschungsmittel. Doch abhängig von Ihrem Wohnort, Ihrer Herkunft, Ihrem Geschlecht und sozialen Status beginnt Ihr Traum von einer Wissenschaftskarriere vielleicht ganz woanders – zum Beispiel bei einem stabilen Stromnetz oder dem grundlegenden Recht auf Bildung. Es ist ein trauriger Fakt: Forschende weltweit leben und arbeiten unter ungleichen Bedingungen. Die Ursachen hierfür sind oft historisch geprägt, zum Teil durch Gewalterfahrungen und Unterdrückung, die weit in die Geschichte zurückreichen.

Wir als Humboldt-Stiftung sind überzeugt: Wer wie wir weltumspannende Forschungs Kooperationen auf Augenhöhe fördern will, muss sich der kolonialen Kontinuitäten bewusst sein, die vielerorts noch immer die Entwicklungen der Wissenschaft beeinflussen. So fragen wir in dieser Ausgabe unseres Stiftungsmagazins: Welche Rolle spielte die (westlich-europäische) Wissenschaft in der kolonialen Aneignung indigenen und lokalen Wissens? Wie können wir hier und heute Chancengleichheit schaffen und ein faires Wissenschaftssystem etablieren? Dabei werfen wir auch einen kritischen Blick auf unseren Namensgeber Alexander von Humboldt und dessen Rolle bei der Kolonialisierung Mittel- und Südamerikas.

Wir stellen Humboldtianer*innen vor, die zur Aufarbeitung der kolonialen Geschichte in Europa und der Welt forschen und Wege in eine gemeinsame und geschichtssensible Zukunft aufweisen. Dabei sollten wir auch stets unsere eigenen blinden Flecken in der Wissenschaftsgeschichte überprüfen. Haben Sie zum Beispiel gewusst, dass es schon im alten Ägypten Schwangerschaftstests gab?

Wir wünschen Ihnen eine spannende Lektüre!

IHR REDAKTIONSTEAM



03 HUMBOLDTIANER*INNEN PERSÖNLICH
„Der Klimawandel wird uns alle treffen!“

06 NACHGEFRAGT
Was Forscher*innen antreibt und woran sie arbeiten

TITELFOTO Humboldt-Stiftung/raufeld/Olaf Janson



SCHWERPUNKT

- 12 Ein Erbe mit Langzeitfolgen
Wie die Kolonialzeit bis heute auch in Wissenschaft und Forschung nachwirkt
- 18 Er gehört ihnen, aber er gehört auch uns
War Alexander von Humboldt Werkzeug des Kolonialismus?
- 22 Gewissheiten auf dem Prüfstand
Wo die Verhältnisse im globalen Wissenschaftsbetrieb aufzubrechen beginnen

IMPRESSUM HUMBOLDT KOSMOS 116 / ISSN 0344-0354

HERAUSGEBERIN Alexander von Humboldt-Stiftung
FÜR DEN INHALT VERANTWORTLICH Kristine Logemann
REDAKTIONSLEITUNG Teresa Havlicek, Dr. Stephanie Siewert
REDAKTION Nina Hafenecker, Ulla Hecken, Mareike Ilsemann, Lisa Purzitza

ÜBERSETZUNGEN INS ENGLISCHE Dr. Lynda Lich-Knight
PRODUKTION & GRAFIK Raufeld Medien GmbH
Jana Gering (Projektleitung), Daniel Krüger (Kreativdirektion), Maureen Vollmer (Artdirektion)
ERSCHEINUNGSWEISE 1-2x jährlich

AUFLAGE DIESER AUSGABE 44.000
DRUCK Bonifatius GmbH, Paderborn
REDAKTIONSANSCHRIFT Alexander von Humboldt-Stiftung
Redaktion Humboldt Kosmos
Jean-Paul-Straße 12, 53173 Bonn, Deutschland
presse@avh.de, www.humboldt-foundation.de



- 26 AUS DEM NETZ DER STIFTUNG
- 28 FORSCHUNG HAUTNAH
Die Erbforscherin
- 32 DEUTSCHLAND IM BLICK
Einigkeit und Ungleichheit
- 34 GESICHTER AUS DER STIFTUNG
Gegen die Ohnmacht

Illustration: Humboldt-Stiftung/raufeld/Martin Rümmele, Foto: Humboldt-Stiftung/Marina Weigl

HERR TITUS, WIE KANN MUSIK DAS KLIMA RETTEN?



Illustrationen: Humboldt-Stiftung/raufeld/Martin Rümmele

HUMBOLDT KOSMOS 116/2024

Was hat Musik mit Plastikmüll, Emissionen oder Ölleckagen zu tun? Wie Protestlieder ein Umdenken bewirken und zu ökologischer Nachhaltigkeit beitragen können, untersucht der Nigerianer Olusegun Stephen Titus.

2011 entging Titus nur knapp einer Flutkatastrophe. „Meine Universität in Nigeria wurde überschwemmt, über 100 Menschen starben.“ Der Forscher, der sich gerade noch rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte, erfuhr hier die Folgen der globalen Erwärmung am eigenen Leib. Seitdem befasst sich der Musikwissenschaftler intensiv damit, wie Musik dazu beitragen kann, ökologische und soziale Missstände zu überwinden. „Musik dringt ins Unterbewusstsein. Wenn du ein Lied, das sich mit Umweltverschmutzung, Korruption oder ähnlichen Themen befasst, immer wieder singst, setzt es sich in deinem Geist fest und verändert deine Haltung“, erklärt er.

Die Musik halte Probleme und Ungerechtigkeiten im Gedächtnis und helfe dadurch, politischen Druck aufzubauen. Wie etwa 2012, als die Regierung Nigerias Subventionen für Öl und Gas strich und die Preise sprunghaft anstiegen. Es kam zu landesweiten Protesten, die dazu führten, dass die Regierung ihre Maßnahmen zurücknehmen musste. „Es gibt mehr als 200 ethnische Gruppen in Nigeria, aber sie wurden durch das gemeinsame Singen von Protestliedern vereint. Das hat zu einem starken Widerstand geführt“, so Titus, der zurzeit an einem Buch zu Musikaktivismus in Nigeria arbeitet.

Die Regierung sei sich der Macht der Musik bewusst, setze Sänger und Bands, die Protestlieder verbreiten, unter Druck und verbiete die Übertragung ihrer Lieder über Radio oder Fernsehen. Trotzdem erreichen die kritischen Lieder viele Menschen – über das Internet, bei Konzerten und auf Feiern. Das macht Titus Hoffnung: „Ich ermutige die Musiker, durch ihre Lieder Bewusstsein zu schaffen und zu protestieren, damit wir ökologische Nachhaltigkeit erreichen.“ ● *Text NORA LESSING*

DR. OLUSEGUN STEPHEN TITUS forscht bis September 2024 als Georg Forster-Stipendiat an der Universität Konstanz.

FRAU OCHOA JIMÉNEZ, KÖNNEN WIR GERECHTIGKEIT FÜR INDIGENE GRUPPEN SCHAFFEN?

Einige sind Nachbildungen, viele wurden geraubt, manche verschenkt: In der Kolonialzeit passierten unzählige internationale Kulturgegenstände Ländergrenzen. Wie man heute mit diesen Objekten umgeht, ist Gegenstand kontroverser Debatten. Die venezolanische Rechtswissenschaftlerin María Julia Ochoa Jiménez setzt sich dafür ein, die Interessen der indigenen Gruppen zu achten, die die Objekte einst herstellten.

„Die Normen indigener Völker sind dem nationalen Recht einzelner Staaten nicht gleichgestellt“, erklärt María Julia Ochoa Jiménez. „Dies führt zu komplexen rechtlichen Situationen – auch im Hinblick auf die internationale Rückgabe von Kulturgütern. Aus einer streng juristischen Perspektive betrachtet kann man davon ausgehen, dass die Herkunftsstaaten Eigentümer der Objekte sind und nicht die indigenen Gruppen.“ Zudem verhandeln Staaten bei grenzüberschreitenden Rechtsgeschäften in der Regel nur mit anderen Staaten. An solchen Verhandlungen sind indigene Gruppen zumeist nicht beteiligt.

„Ideal wäre es, wenn in nationalen Gesetzen die indigenen Völker eindeutig zu den Eigentümern der von ihnen geschaffenen Kulturgüter erklärt würden“, sagt Ochoa Jiménez. „Jenseits der Eigentumsfrage schlage ich vor, nationale Behörden in den Herkunftsländern der Objekte gesetzlich dazu zu verpflichten, die Normen und Weltanschauungen indigener Gruppen zu respektieren und sie bei Entscheidungen über den Umgang mit indigenen Kulturgütern zu berücksichtigen.“ ●

Text NORA LESSING



DR. MARÍA JULIA OCHOA JIMÉNEZ ist Professorin an der Universidad Loyola Andalucía in Spanien. Als Humboldt-Forschungsstipendiatin forschte sie zwischen 2021 und 2023 am Institut für Archäologie und Kulturanthropologie der Universität Bonn zu den Rechten indigener Völker im Kontext des internationalen Privatrechts.

ALEX MÜLLER, IST GESUNDHEIT EINE FRAGE DER SEXUELLEN ORIENTIERUNG?



In vielen Ländern wird queeren Menschen der Zugang zu gesundheitlichen Leistungen erschwert. Es herrschen Vorurteile, mancherorts sogar Verbote von Homosexualität. Doch Gesundheitswissenschaftler*innen wie Alex Müller kämpfen für Gleichberechtigung, auch im Schulterschluss mit Menschenrechtsorganisationen.

Von der vermeintlichen heterosexuellen Norm abzuweichen, ist vielerorts noch immer tabu. Bestenfalls werden queere Menschen geduldet, meist jedoch diskriminiert, oft sogar verfolgt. Wie sich dies auf die Gesundheitsversorgung auswirken kann, erforscht Alex Müller. So hat Müller beispielsweise zum Zusammenhang zwischen sexueller Orientierung und dem Zugang zu Gesundheitsleistungen Umfragen in neun afrikanischen Ländern durchgeführt: „Durchweg ist der Anteil an Gewalterfahrungen, Depressionen, Angstzuständen und Suizidversuchen unter queeren Menschen erheblich höher als unter heterosexuellen – und es sind strukturelle Umstände, die dazu führen.“

Zwar haben afrikanische Staaten oft recht fortschrittliche Verfassungen etwa hinsichtlich der Privatsphäre und Medizinversorgung, weil die

Staaten und ihre Gesetze noch recht jung sind. Zur sexuellen Freiheit jedoch wurden oft alte Regelungen aus der Kolonialzeit übernommen, die dazu führen, dass queere Menschen stigmatisiert werden und schwer Zugang zu Gesundheitsleistungen finden. So lehnen es Ärzt*innen zum Teil ab, sie zu behandeln oder ihnen werden Verhütungsmittel mit Verweis auf das Verbot der gleichgeschlechtlichen Liebe verweigert.

Müllers wissenschaftliche Erkenntnisse fließen auch in Gerichtsprozesse ein, in denen queere Menschen die Einschränkung ihrer sexuellen Freiheit anprangern. In Botswana zum Beispiel unterstützte Müller zusammen mit Menschenrechtsorganisationen einen schwulen Mann, der gegen die restriktive Rechtslage geklagt hatte. Mit Erfolg: Das Verbot der Homosexualität wurde 2019 abgeschafft. ●

Text JAN BERNDORFF

DR. ALEX MÜLLER forscht am Institut für Internationale Gesundheit der Charité in Berlin und war 2020/21 mit einem Humboldt-Forschungsstipendium an der Universität Göttingen tätig.

HERR SHARMA, KANN KI DIE WELT ZUSAMMENBRINGEN?

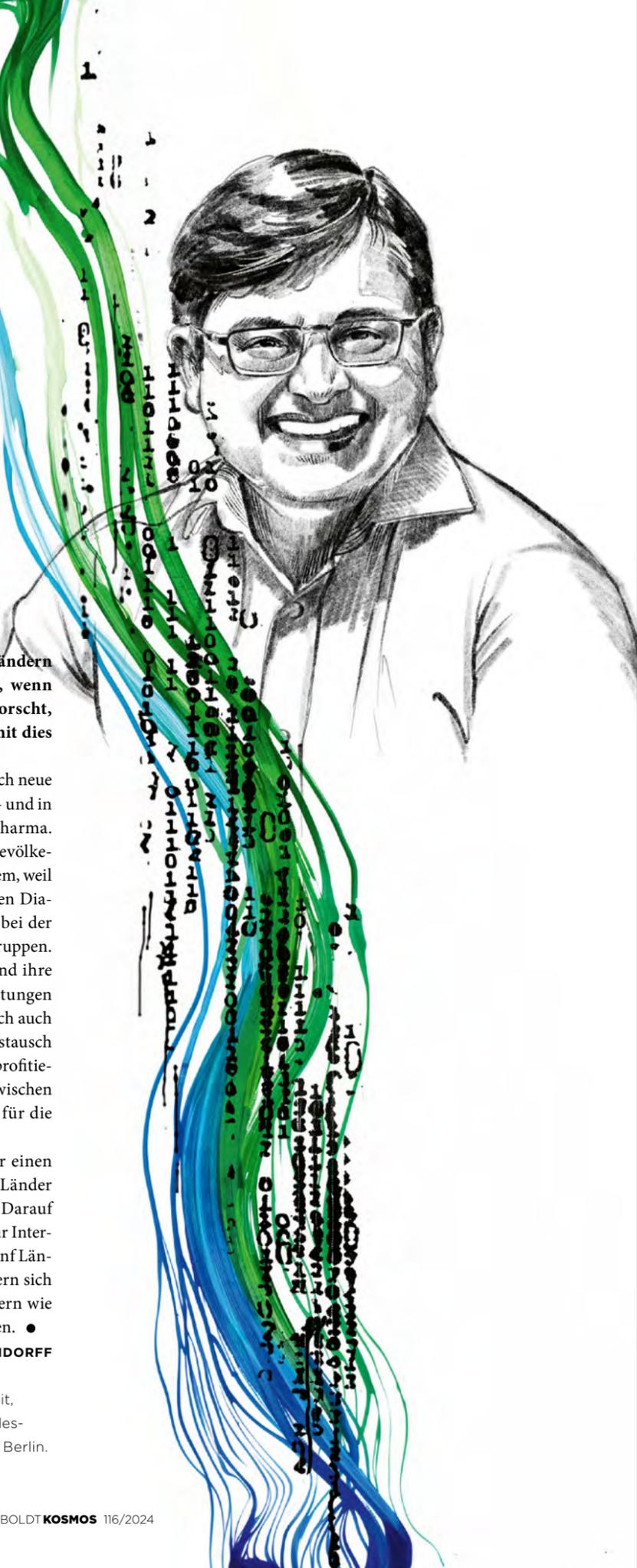
Künstliche Intelligenz kann die Entwicklung in armen Ländern beflügeln und internationale Zusammenarbeit fördern, wenn Sprachbarrieren fallen. Gaurav Sharma aus Indien erforscht, welche regulatorischen Hürden es zu überwinden gilt, damit dies möglich wird.

Künstliche Intelligenz (KI) birgt Risiken. Aber sie bietet auch neue Möglichkeiten, in Wissenschaft, Medizin, Wirtschaft, Kultur – und in der Politik. Letzteres weiß kaum jemand besser als Gaurav Sharma. „KI kann die Kommunikation bis in die tiefsten Ebenen der Bevölkerungspyramiden erleichtern“, sagt der IT-Experte. Unter anderem, weil sich moderne KI-Sprachmodelle inzwischen auch mit seltenen Dialekten trainieren lassen. Das baue Sprachbarrieren ab, etwa bei der Landbevölkerung in Entwicklungsländern oder indigenen Gruppen. Es wird ihnen erleichtert, sich landesweit zu verständigen und ihre Interessen öffentlich zu vertreten oder Zugang zu Dienstleistungen wie etwa Katastrophenwarndiensten zu erhalten. Das wirke sich auch auf internationale Kommunikation und Politik aus: „Der Austausch von Wissen über Grenzen hinweg kann von KI ebenfalls sehr profitieren“, ist Sharma überzeugt. „Politik und Diplomatie haben inzwischen verstanden, welche neuen Möglichkeiten KI-Sprachmodelle für die Völkerverständigung bieten.“

Allerdings fehlt es in vielen Ländern noch an Regeln für einen ethisch und sozial verantwortlichen Umgang mit KI. Selbst Länder wie Deutschland und die USA stehen da ja noch am Anfang. Darauf zielt ein Projekt ab, das Sharma für die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) in Indien, Indonesien und fünf Ländern Afrikas durchführt. Dabei prüft er zum Beispiel, inwiefern sich bestehende Gesetze zur Transparenz von KI, wie sie in Ländern wie etwa Indien bereits gelten, auf andere Länder übertragen lassen. ●

Text JAN BERNDORFF

GAURAV SHARMA hat Abschlüsse in Internationaler Sicherheit, Menschenrechte und IT-Technologie und war 2015/16 als Bundeskanzler-Stipendiat bei der Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin.



FRAU MARTINEZ MATEO, WIE RASSISTISCH IST DIE PHILOSOPHIE?



Herausfinden, was die Welt im Innersten zusammenhält: Die Philosophie will überzeitliche Wahrheiten finden, die für alle Menschen gelten. Den Kanon prägen heute jedoch vor allem die Überlegungen einiger weniger europäischer Philosophen. Wie viel Rassismus in ihrem Denken steckt, untersucht die Philosophin Marina Martinez Mateo.

„Im Grunde ist es letztlich nur eine kleine Anzahl europäischer Denker, die bis heute das Selbstverständnis westlicher Gesellschaften beeinflussen“, sagt Martinez Mateo. „Dabei gibt es wenig Bewusstsein für die historische Einbettung ihrer Philosophien.“ Gemeint ist, dass Wissen stets in einem bestimmten Kontext entsteht und von den Herrschafts- und Gewaltverhältnissen der Zeit geprägt ist. Auch den Werken großer Philosophen liegen so etwa sexistische und rassistische Ideen zugrunde. Selbst die Philosophie der Aufklärung gerät hier in den kritischen Blick: „Kant zum Beispiel hat eine ganze Rassenlehre entwickelt und damit zum modernen Rassendenken beigetragen“, sagt Martinez Mateo, die zum Verhältnis von Philosophie und Rassismus forscht.

Wer heute mit von Kant und Co. entwickelten Theorien und Begriffen arbeitet, kann so versehentlich auch rassistische Annahmen weitertragen, erklärt Martinez Mateo. „Ich wünsche mir, dass es in der philosophiehistorischen Forschung eine stärkere Auseinandersetzung mit den eigenen Methodiken gibt, mit der Quellenauswahl und mit den Implikationen, die damit verbunden sind“, sagt sie. Zugleich, so die Forscherin, fehle uns oft der Blick auf Denker*innen, die aus anderen Regionen der Welt spannende Impulse geliefert haben. Auch durch Übersetzungen europäischer Texte in andere Kontexte hätten sich neue Fragestellungen und philosophische Traditionen entwickelt. Texte wurden reinterpretiert und politisiert. Sich diesen globalen Aspekten stärker zu öffnen, würde der Pluralisierung der philosophischen Lehre und Forschung guttun, plädiert Martinez Mateo. ● Text NORA LESSING

PROFESSORIN DR. MARINA MARTINEZ MATEO ist Juniorprofessorin für Medien- und Technikphilosophie an der Akademie der Bildenden Künste München und war 2022/2023 als Feodor Lynen-Stipendiatin an der Northwestern University, Evanston, USA.

EIN ERBE MIT LANGZEIT- FOLGEN



Kontinuitäten: Behausung auf einer Plantage im spanischen Almería. Hier werden Gemüse und Obst für den weltweiten Export angebaut. Tausende afrikanische Arbeiter*innen sind im Einsatz, oft unter ausbeuterischen Bedingungen.

Der Kolonialismus war umfassend, und er war gewaltvoll. Er ordnete die Welt neu, führte zu einer Zirkulation von Wissen ebenso wie zu Krieg, Vertreibung, Versklavung, Unterdrückung und Ausbeutung. Die Kolonialzeit schrieb sich tief in Identitäten ein – und hat bis heute massive Auswirkungen, auch auf Wissenschaft und Forschung.

Text **NORA LESSING**

Viele wissenschaftliche Disziplinen haben sich zur Hochzeit des Kolonialismus im 19. Jahrhundert überhaupt erst entwickelt und verfestigt“, sagt Ulrike Lindner, Historikerin und Expertin für Imperial- und Kolonialgeschichte. So seien Kolonial-, Wissens- und Wissenschaftsgeschichte heute untrennbar miteinander verwoben. Die Geografie etwa habe mittels Vermessungsprojekten und Kartografie die Basis für spätere Eroberungsfeldzüge geliefert. Die Biologie profitierte vom Studium der Pflanzen und Tiere, die in den Kolonien gesammelt wurden. Und Disziplinen wie die Ethnologie und Anthropologie wären ohne den Kolonialismus wohl gar nicht erst entstanden.

Auf ihren Streifzügen durch die Kolonien sammelten europäische Abenteurer, Händler und Wissenschaftler Unzähliges ein, brachten es zurück nach Europa – von Gesteinsproben über kulturelle Artefakte und Alltagsgegenstände bis hin zu Menschen, die in europäischen Völkerschauen ausgestellt wurden. Nicht selten war es Ziel dieses Sammelns und Forschens, die vermeintliche Überlegenheit westlicher Gesellschaften zu untermauern. „Die Ethnologie etwa hat mit der Vorannahme

Objekte gesammelt, dass andere Kulturen minderwertig seien“, erklärt Ulrike Lindner, die 2005 mit einem Feodor Lynen-Stipendium der Humboldt-Stiftung an der University of Cambridge im Vereinigten Königreich forschte. „Und viele Anthropologen wollten anhand von Schädelvermessungen beweisen, dass Menschen aus nicht-europäischen Gesellschaften primitiver und eingeschränkter seien als Europäer*innen. In der damaligen Zeit galt das als Wissenschaft. Nach heutigem Wissensstand ist es Rassismus.“

Eurozentrische Annahmen – oft, aber nicht immer immer rassistischer Natur – prägten nicht nur die Sammelleidenschaft europäischer Entdecker, sie fanden auch Eingang in Reiseberichte, Biografien und Geschichtsbücher. Hierbei dominierte ein bestimmter Typus von Erzählung: „Die Darstellung der Erforschung der Welt war oftmals vom Topos des europäischen oder amerikanischen Mannes geprägt, der die Forschung, die Entwicklung und überhaupt den Fortschritt voranbringt“, erklärt Moritz von Brescius, Historiker und Experte für europäische Forschungsreisen nach Übersee an der Universität Bern, der derzeit in Harvard forschte. „Die Vorstellung, dass es diesen großen europäischen Entdecker an der Spitze einer Expeditionsgruppe gibt, der gegen eine feindliche Natur und angeblich feindliche Einwohner*innen das Licht der Aufklärung in unbekannte Weltteile trägt, entspricht aber nicht der Wahrheit.“

UNVERZICHTBARES WISSEN

Intensiv geforscht hat von Brescius zu den Expeditionen der Brüder Schlagintweit aus München, die Mitte des 19. Jahrhunderts mit Unterstützung Alexander von Humboldts nach Indien und Zentralasien aufbrachen. >

Foto: Maureen Vollmer

”

DIE WESTLICHE WISSENSCHAFT STÜTZT SICH SEIT LANGEM AUF DAS WISSEN UND DIE AUSBEUTUNG KOLONISierter VÖLKER.“

MARLEEN HABOUD



Von Mexiko nach Frankreich: Dieses Exemplar der seltenen Kakteenart *Lophophora* wurde an einem Pariser Flughafen beschlagnahmt und ist jetzt Teil der Sammlung des Botanischen Gartens in Villers-lès-Nancy.

„Zum Teil hatten sie mehr als 50 oder sogar 100 Begleiter dabei: lokale Träger, Wegführer, Übersetzer, Köche, Jäger. Diese verfügten über unverzichtbares Wissen – zum Beispiel zu Bergpässen, Quellen und Heilpflanzen.“ Auch die Sprachen der bereisten Regionen beherrschten die europäischen Expeditionsführer in der Regel nicht und waren somit in mehrfacher Hinsicht von ihren einheimischen Begleitungen abhängig. In Reiseberichten jedoch wurde das in der Regel nicht erwähnt oder im Laufe der Editions-geschichte aus ihnen getilgt – aus vielfältigen Gründen. Rassistische Ressentiments und die kulturellen Grenzen des Sagbaren jener Zeit zählen ebenso dazu wie Versuche, die Absatzzahlen der Bücher mittels klischerter Darstellungen zu steigern.

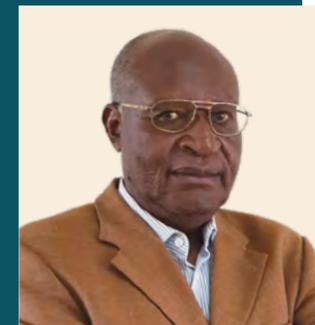
Auch mussten die Europäer bei ihren Expeditionen zumeist keine „wilde Natur“ erschließen, wie es die Darstellungen mitunter nahelegen: Afrikareisende zum Beispiel griffen auf vorhandene Infrastrukturen mit Trägersystemen und Karawanenrouten zurück. In Indien wiederum konnten europäische Reisende auf bestimmten Routen bequem in Hotels einkehren. „Das widerspricht natürlich dem Bild, das wir von Übersee-Expeditionen haben,“ sagt von Brescius. „Wenn von Entdeckungen die Rede ist, muss man sich schlicht immer fragen: eine Entdeckung für wen?“ Was für europäische Reisende neu war, war den Menschen in der Region meist nur allzu vertraut. Und oftmals teilten sie ihr Wissen bereitwillig.

WARUM WIR DEN POSTKOLONIALISMUS BRAUCHEN

von DAVID SIMO

Wie bei jedem neu entstehenden Paradigma rufen die Worte „Postkolonialismus“, „postkoloniale Kritik“, oder „postkolonialer Ansatz“ heftige Reaktionen hervor: begeisterte, produktive Übernahme, hochmütiges Ignorieren, aber auch Irritationen, die sich zu wütender Verwerfung steigern können. Gerade diese Reaktionen sind jedoch der Beweis dafür, dass hier neue erkenntnistheoretische Perspektiven eröffnet werden, die mit mächtigen Wissensordnungen und Selbstverständlichkeiten kollidieren. Nicht wenige in Europa erleben den postkolonialen Ansatz als provokativen Versuch, Erkenntnisse und Theorien durchzusetzen, die außerhalb europäischer Denktradition entstanden sind. Gewiss, manche dieser Traditionen – wie Nietzsches Idee einer kritischen Beschäftigung mit der Geschichte oder Foucaults Genealogie des Wissens – wurden zunächst von Intellektuellen vom „Rand“ der globalisierten Welt übernommen und weitergedacht. Sie haben mithilfe dieser Ideen ihr Unbehagen über die Rolle zum Ausdruck gebracht, die ihnen in der globalisierten Welt zugeschrieben wird. Zugleich wurden eigene Theorien – lokale Narrative – entwickelt. Philosoph*innen und Literat*innen beschreiben die Welt als das Produkt von Machtdispositiven, Machtverhältnissen und geschichtlichen Handlungen.

Wir wissen nun mehr über die Wahrnehmung und Bewertung von Menschen und Kulturen, die Rolle von Macht bei der Gestaltung von sozialen Beziehungen und die Zirkulation von Waren und Menschen. Zugleich haben wir viel gelernt über die Vorstellungen, Gefühle und Fantasien, die diesen Prozessen innewohnen. Die gewonnenen Erkenntnisse haben auch Auswirkungen auf zivilgesellschaftliche und gedächtnispolitische Forderungen und Handlungen oder werden von ihnen begleitet. In Deutschland wie in vielen anderen Ländern entsteht so gerade eine Wissensgemeinschaft, die in geopolitischen Fragen und in der Produktion von Zusammenlebenwissen in der heutigen Welt auf der lokalen und auf der planetarischen Ebene noch viel zu leisten vermag. ●



Der Germanist **PROFESSOR DR. DAVID SIMO** ist emeritierter Professor für German Studies an der Université de Yaoundé 1, Kamerun. 2008 erhielt er den Reimar Lüst-Preis der Humboldt-Stiftung und der Fritz Thyssen Stiftung.

„Einheimische zeigten den Eroberern zum Beispiel natürliche Heilpflanzen. Daraus wurden dann wissenschaftliche Erkenntnisse, die zur Entwicklung von Medikamenten verwendet wurden“, führt Marleen Haboud aus. Sie ist Anthropologin und Gründerin des interdisziplinären Forschungsprogramms *Oralidad Modernidad* an der Pontificia Universidad Católica del Ecuador. Als Soziolinguistin forscht sie zu indigenen Sprachen. „Die westliche Wissenschaft stützt sich insofern seit Langem auf das Wissen und auch auf die Ausbeutung kolonisierter Völker.“

VERLUST AN KULTUR

Die Folgen für die kolonisierten Menschen waren und sind gravierend. Bis heute schämen sich viele Indigene ihrer Wurzeln, berichtet die Georg Forster-Forschungspreisträgerin Haboud. „Im kolonialen Kontext wurden indigene Völker als nichtmenschliche Wesen betrachtet, die keine Seele haben. Ihre Sprachen galten als nutzlos. Bis heute vernachlässigen viele Indigene das Erlernen ihrer angestammten Sprache und bemühen sich, den Spanier*innen und Stadtbewohner*innen zu gleichen.“ Kolonialismusfolgen dieser Art seien überall auf der Welt zu beobachten, gefährdeten nicht nur den Lebenserfolg indigener Menschen, sondern auch die kulturelle Vielfalt. „Von den rund 7.000 indigenen Sprachen weltweit sind fünfzig Prozent stark gefährdet, innerhalb der kommenden Dekade auszusterben. Damit gehen natürlich nicht nur die Sprachen, sondern auch einzigartiges Wissen, einzigartige Praktiken und Traditionen verloren“, erklärt Haboud.

„Es gibt viele Verluste an eigener Kultur und eine mangelnde Wertschätzung der eigenen Kultur“, sagt auch die Historikerin Ulrike Lindner. Unter anderem gingen dadurch Möglichkeiten verloren, die eigene Geschichte zu verstehen. So befinden sich viele kulturell und historisch bedeutsame Artefakte in Europa – bis heute. „Europäer*innen müssen nicht nach Afrika reisen, um Bilder von Rembrandt zu betrachten. Viele Afrikaner*innen aber ▶

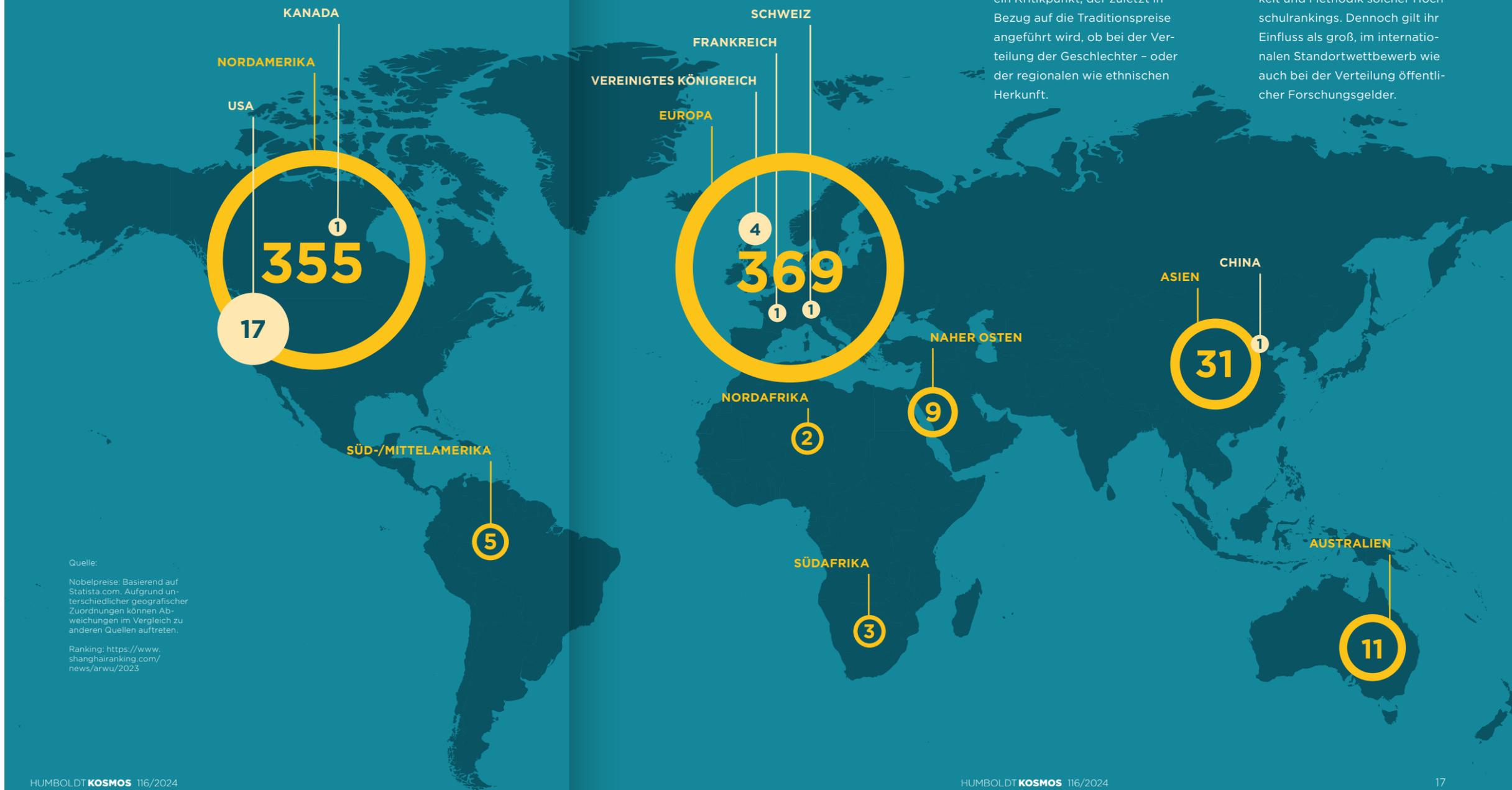


DAS KOLONIALE ERBE DER WISSENSCHAFT WIRD ZUNEHMEND REFLEKTIERT.

müssten nach Europa fahren, um Objekte und Kulturgüter aus ihrer Heimat zu sehen.“ Ein Beispiel: Das berühmte Brachiosaurusskelett im Berliner Naturkundemuseum, das aus Tansania stammt. „In Tansania wurden sehr viele solcher Dinge gefunden. Heute befindet sich davon aber kaum noch etwas im Land“, sagt Ulrike Lindner. „Das spiegelt dieses Machtgefälle zwischen Europa und den ehemaligen Kolonien und befördert es zugleich.“

Bis heute werde indigenes Wissen häufig nicht geschätzt, sondern durch die Brille der Kolonialgeschichte betrachtet, kritisiert Marleen Haboud. Ulrike Lindner beobachtet ebenfalls, dass Strukturen und Praktiken aus der Kolonialzeit fortbestehen – auch in der Wissenschaft. „Bis heute werden bei Forschungsprojekten in den Ländern des globalen Südens oft Dinge zusammengetragen und dann in den USA oder in Europa verwertet. Ich denke, auch dieses Zuarbeiten bei der Wissensproduktion ist eine Kolonialismusfolge.“ In den letzten zwei Jahrzehnten jedoch sei ein Bewusstseinswandel zu beobachten. Europäische Forschende übten zunehmend Selbstkritik, reflektierten das koloniale Erbe der Wissenschaften. Länder des globalen Südens zeigten sich zudem selbstbewusster, beschränkten den Zugang zu ihren Ressourcen, forderten Beteiligung an Forschungsvorhaben ein. Inzwischen werde auch in der Kolonialgeschichte ein differenzierteres Bild gezeichnet als lange Zeit üblich. Abgeschlossen ist dieser Reflexionsprozess jedoch noch lange nicht. ●

Verteilung von Nobelpreisträger*innen und Topuniversitäten nach Regionen



NOBELPREISE NACH REGIONEN

Diese Karte fasst die Nobelpreisträger*innen in Chemie, Physik sowie Medizin/Physiologie und die Träger*innen des Alfred-Nobel-Gedächtnispreises für Wirtschaftswissenschaften Stand 2023 nach Herkunftsregionen zusammen. Den sogenannten Wirtschaftsnobelpreis stiftet seit 1968 die Schwedische Nationalbank. Insgesamt dominiert der sogenannte globale Norden deutlich. Zu geringe Diversität bei der Auswahl der Preisträger*innen ist ein Kritikpunkt, der zuletzt in Bezug auf die Traditionspreise angeführt wird, ob bei der Verteilung der Geschlechter – oder der regionalen wie ethnischen Herkunft.

DIE TOP 25-UNIVERSITÄTEN

Dargestellt ist hier die Verteilung der Universitäten, die 2023 beim Academic Ranking of World Universities die ersten 25 Plätze belegten. Auch hier dominiert der globale Norden, einzig China hat eine Top 25-Uni. Das sogenannte Shanghai-Ranking zählt zu den bekanntesten internationalen Rankings und vergleicht etwa nach Publikationen, Zitationsraten und hochrangigen Auszeichnungen. Kritik gibt es besonders an der Glaubwürdigkeit und Methodik solcher Hochschulrankings. Dennoch gilt ihr Einfluss als groß, im internationalen Standortwettbewerb wie auch bei der Verteilung öffentlicher Forschungsgelder.

HUMBOLDT GEHÖRT IHNEN, ABER ER GEHÖRT AUCH UNS

War Alexander von Humboldt ein Werkzeug des Kolonialismus oder einer der geistigen Väter der Unabhängigkeitsbewegung Spanisch-Amerikas? Weder noch, meint Sandra Rebok, Wissenschaftshistorikerin und Humboldt-Expertin.

Text SANDRA REBOK

Unbestritten, Alexander von Humboldts Name ist in Lateinamerika sehr präsent. Der preußische Gelehrte hat auch heute noch eine große Bedeutung für die transatlantischen Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen. Dies bezieht sich vor allem auf die Gegenden, durch die ihn seine Expeditionsreise zwischen 1799 und 1804 führte, die heutigen Länder Venezuela, Kuba, Ecuador, Kolumbien, Peru und Mexiko. Aber auch in anderen Regionen Amerikas abseits seiner Reiseroute ist er kein Unbekannter. Beeindruckend ist das Ausmaß an Wissen über die Neue Welt, das Humboldt uns in seinen zahlreichen Publikationen, seiner umfangreichen Korrespondenz, den naturhistorischen Sammlungen und präzisen kartografischen Arbeiten hinterlassen hat. Darin machte er auch auf soziale Missstände der Zeit aufmerksam und stellte Überlegungen an, wie diese zu bekämpfen seien.

Doch wie wird Humboldt heute, über 200 Jahre nach seiner Reise, in den Ländern Lateinamerikas wahrgenommen? Mit welchen Themen wird er in Verbindung gebracht? Was schätzt man an ihm – und wo ist der Blick auf ihn eher kritisch? Diesen Fragen ging eine vom Aus-

wärtigen Amt und dem Institut für Auslandsbeziehungen initiierte Studie 2019 anlässlich des 250. Geburtstags des Forschungsreisenden nach. Hierbei kam zum Vorschein, dass es in der Tat bedeutende regionale Unterschiede gibt sowie auch zwischen den intellektuellen Kreisen und der allgemeinen Bevölkerung jedes Landes. Zusammenfassend lässt sich jedoch sagen, dass Humboldts wissenschaftliche Leistungen länder- und klassenübergreifend positiv wahrgenommen werden. Dabei, so die Studienteilnehmenden, habe Humboldt in Amerika nicht nur eine beeindruckende Menge an wissenschaftlichen Daten erhoben, sondern auch ein humanes Bild des Kontinents vermittelt. Die sogenannte Neue Welt war für ihn nicht nur ein Gebiet zur wissenschaftlichen Feldforschung, sondern eine Region, für die er sich auf vielfältige Weise einsetzte. Humboldt widerlegte auf wissenschaftliche Weise die von europäischen Philosophen seiner Zeit vertretene Auffassung einer



*Humboldt era
una voz a favor
de la igualdad y
la libertad.*

*Humboldt war
eine Stimme für
Gleichheit und
Freiheit.*

Heute noch allgegenwärtig: Im Alexander-von-Humboldt-Nationalpark im Osten von Kuba steht eine Statue des Namensgebers am Besucherzentrum der UNESCO-Welterbestätte.

minderwertigen und degenerierten Gegend. Durch ihn gelangte ein beträchtlicher Teil des Wissens über Amerika nach Europa, und er machte sich dafür stark, dass die Arbeiten amerikanischer Gelehrter und Forschungsreisender in die internationale Wissenschaftsgemeinde aufgenommen wurden.

TEIL DER GESCHICHTE AMERIKAS

In politischer Hinsicht wird Humboldts Beitrag zur Entstehung der neuen Nationen Mittel- und Südamerikas betont, indem er einen Weg für die wissenschaftliche, politische und wirtschaftliche Modernisierung des Kontinents aufzeigte. Besonders hervorzuheben ist hier sein gesellschaftliches Engagement: Er kritisierte offen die Sklaverei und die Behandlung der indigenen Bevölkerung sowohl in den Missionsstationen als auch den Minen. Er prangerte die Korruption der Kolonialverwaltung an sowie die Ausbeu-

tung der Bevölkerung durch die Eliten. Noch heute ist man überzeugt, dass sich Humboldt für die Belange der einfachen Menschen in Amerika eingesetzt hat, er also auch ein Teil der Geschichte Amerikas sei.

Zugleich haben die Länder Amerikas ihren eigenen kritischen Blick auf das Erbe Humboldts, der sich aus ihrer spezifischen Vergangenheit ergibt. Diese Einbindung Humboldts in die jeweilige (Kolonial-)Geschichte lässt sich deutlicher veranschaulichen, wenn wir uns die beiden Länder ansehen, über die Humboldt jeweils eine Regionalstudie erstellt hat – Mexiko und Kuba. In Mexiko wird seinem Werk „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien“ eine zentrale Rolle hinsichtlich der Vorbereitung des Landes auf seine Unabhängigkeit zugeschrieben. Durch dieses Werk habe Humboldt – in der Studie als der „erste Deutsch-Mexikaner der Geschichte“ bezeichnet – auch die Bevölkerung zu einer Ausein- ➔



Straßenschild in Ingapirca, Ecuador

dersetzung mit ihrer Geschichte, Gesellschaft und Kultur angeregt. Jedoch wird auch darauf verwiesen, dass Humboldts Informationen über die Bodenschätze Neuspaniens zur postkolonialen Ausbeutung der lokalen Ressourcen beigetragen haben. Kritische Stimmen attestieren ihm gar eine Rolle als Propagandist europäischer Investitionen. Zudem wird in Mexiko auch heute noch die Weitergabe geografischen und statistischen Wissens an die Regierung der USA bei seinem Besuch in Washington und Philadelphia im Frühjahr 1804 kritisiert.

Auch auf Kuba wird Humboldts landeskundlicher Studie „Politischer Essay über die Insel Kuba“ eine große Bedeutung zugeschrieben. Aufgrund seiner intensiven Beschäftigung mit der geografischen, statistischen und wirtschaftlichen Situation des Landes wird er auch heute noch oft als „zweiter Entdecker“ Kubas bezeichnet. Besonders seine profunde Abneigung gegen die Sklaverei, der Humboldt in diesem Werk ein ganzes Kapitel widmet, wird hier sehr positiv wahrgenommen. Ebenso wie seine Analyse der weitgehend auf der Zuckerproduktion beruhenden Wirtschaft der Insel und sein Einsatz für eine nachhaltige Landwirtschaft.

Dabei gibt es aber auch Kritik. Diese richtet sich auf den kolonialen Kontext, in dem Humboldt seine Expeditionsreise durchführte. Hier wird vor allem seine Verbin-

Humboldt es el primer alemán-mexicano de la historia. Es el embajador más emblemático y extraordinario que podemos tener entre las dos naciones.

Humboldt ist der erste Deutsch-Mexikaner der Geschichte. Er ist der sinnbildlichste und außergewöhnlichste Botschafter, den wir zwischen den beiden Nationen haben können.

dung zur spanischen Krone betont, da Humboldt seine Expertise im Bereich des Bergbaus der Kolonialmacht zur Verfügung stellte. Daher wird gelegentlich hinterfragt, ob Humboldt sich ausreichend bewusst war über die Verwendung der von ihm in Umlauf gebrachten Informationen. Teilweise wird auch die Ansicht geäußert, dass bei der Bewertung seiner Verdienste die lokalen wissenschaftlichen Kreise und auch andere Informanten vor Ort, wie beispielsweise seine indigenen Reiseführer, nicht genügend Beachtung gefunden hätten. Dabei entsprach es keineswegs Humboldts aufklärerischen Idealen, im Kontext einer Kolonialregierung zu arbeiten – ein System, das er grundlegend ablehnte, wie aus seinen persönlichen Aufzeichnungen hervorgeht: Jede Kolonialregierung sei „eine Regierung des Misstrauens“, die sich nicht am Wohl der Kolonien orientiere, sondern sich nach den Interessen des Imperiums richte.

REGIONALE REZEPTION

Seine kritischen Kommentare zum Kolonialsystem und die Auswirkungen auf die Gesellschaft sollten jedoch keineswegs als Legitimation der Unabhängigkeitsbewegung verstanden werden. Humboldt hat stets schrittweise Reformen zur Veränderung eines Systems einem gewaltsamen Umsturz durch eine Revolution vorgezogen. Zudem war er generell nicht optimistisch hinsichtlich des Ergebnisses von Revolten, vor allem wenn diese durch die gesellschaft-

Mexikanische Briefmarke mit Alexander von Humboldt



Denkmal für Humboldt und den Unabhängigkeitskämpfer Simón Bolívar im venezolanischen Mérida

liche Oberschicht initiiert wurden. Seiner Meinung nach würde sich die Situation der am meisten benachteiligten Gesellschaftsgruppen, also der indigenen Gruppen, der Sklav*innen und der Arbeiter*innen in den Minen oder in der Landwirtschaft kaum zum Positiven verändern, wenn die kreolischen Eliten die Macht übernehmen. Und er behielt recht.

Was ist nun das Fazit zur heutigen Wahrnehmung Humboldts in Lateinamerika? Es wird deutlich, dass die regionalen Unterschiede beim Blick auf Humboldt zum großen Teil durch die Umstände seiner historischen Reise in den jeweiligen Gegenden bedingt sind. Ein anderer wichtiger Faktor ist die bewusste Einbindung seiner Person in bestimmte nationale Interessen, in einen Prozess, der bereits während seines Aufenthalts dort begonnen hat und bis zum heutigen Tage andauert. Diese sozio-politischen Rahmenbedingungen zu verstehen, in denen Humboldt seiner wissenschaftlichen Forschung nachgegangen ist, ist eine wichtige Herausforderung. Nur so können wir seine Arbeit und ihre Bedeutung richtig einordnen. Weder eine Idealisierung und Verehrung seiner Person als Held der lateinamerikanischen Unabhängigkeit ist hierbei zielführend noch eine Wahrnehmung Humboldts als Werkzeug des Imperialismus. Beide Perspektiven für sich genommen verengen unser Verständnis von Humboldt und seinem versierten diplomatischen und idealistischen Navigieren zwischen den Herausforderungen seiner Zeit. ●



DR. SANDRA REBOK ist Wissenschaftshistorikerin und forscht zurzeit an der University of California in San Diego, USA. Sie ist seit über 20 Jahren in der Alexander von Humboldt-Forschung tätig und Autorin zahlreicher Veröffentlichungen zu Humboldt, darunter die hier zitierte Studie „Wahrnehmung Humboldts in Lateinamerika“, die 2019 in der ifa-Edition „Kultur und Außenpolitik“ erschienen ist.

DIE STUDIE „Wahrnehmung Humboldts in Lateinamerika“ ist im Forschungsprogramm „Kultur und Außenpolitik“ des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa) entstanden. Die **hervorgehobenen Zitate** in diesem Artikel sind Aussagen aus den zugrundeliegenden Interviews, die etwa in Mexiko, Venezuela, Kuba, Peru, Kolumbien, Ecuador und Chile geführt wurden. Mehr zur Studie: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/62425>

GEWISSHEITEN AUF DEM PRÜFSTAND

In der globalen Ökonomie der Wissensproduktion sind Ressourcen und Zugänge ungleich verteilt. Wie es zu dieser Asymmetrie gekommen ist, wo nach wie vor Probleme liegen und wo die Verhältnisse beginnen, aufzubrechen.

Text **MARLENE HALSER**

Eine Annahme schien im globalen Wissenschaftsbetrieb lange Zeit zementiert gewesen zu sein: Relevante, bahnbrechende Forschung, die mit ihren Analysen, Entdeckungen und Innovationen die Menschheit entscheidend voranbringt, findet ausschließlich in den einkommensstarken Ländern des globalen Nordens statt. In Ländern des globalen Südens mit niedrigen und mittleren Einkommen dagegen wurden die Ergebnisse dieser wissenschaftlichen Spitzenleistungen die längste Zeit allenfalls konsumiert. Doch entspricht diese Annahme tatsächlich der Realität? Wie (un-)gerecht ist der globale Wissenschaftsbetrieb?

Ein Blick auf die internationale Wissenschaftslandschaft ergibt zunächst ein recht eindeutiges Bild: Nordamerikanische Ivy-League- und europäische Eliteuniversitäten führen bis heute die einschlägigen Rankings an. Als ausgewiesene Exzellenzhubs gelingt es ihnen leichter, im internationalen Wettbewerb herausragende Wissenschaftler*innen anzuziehen – die dann dort erneut exzellente Forschung betreiben. Ihnen gegenüber stehen Universitäten, beispielsweise in Subsahara-Afrika, die oft nicht einmal das Basisequipment finanzieren können, das nennenswerte Forschung überhaupt erst möglich macht. Auch die Redaktionen führender Wissenschaftsmagazine sind traditionell in Europa und Nordamerika angesiedelt und entscheiden so mithilfe von Peer-Reviews und einer auf den globalen Norden ausgerichteten Auswahlpolitik darüber mit, welche Forschung, welches Wissen und welche Form der Wissensgewinnung als Standard gelten.

UNGLEICHE VERTEILUNG

„Sowohl die Ressourcen als auch die Infrastruktur sind innerhalb des Systems der globalen Wissensproduktion ungleich verteilt“, kritisiert die Juristin und Wissenschaftstheoretikerin Sheila Jasanoff, die an der Harvard University das Fach Science and >

”

WIR BRAUCHEN EINE NEUE
ÄRA DER INNOVATION IN
UNSEREM DENKEN ÜBER DIE
WISSENSCHAFT.“

SHEILA JASANOFF

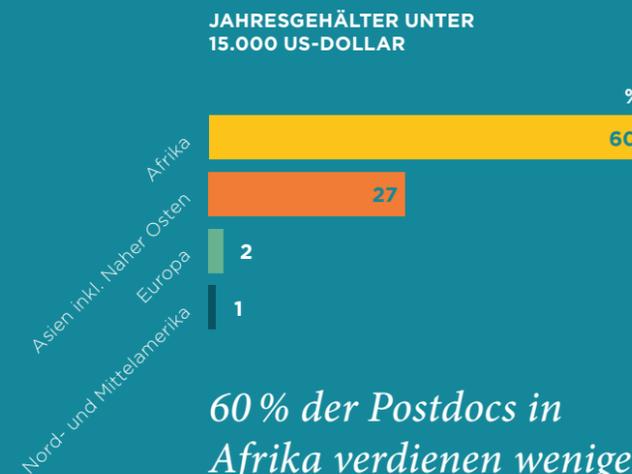
IM FOKUS

Postdocs in Afrika

alle Angaben in Prozent



*Afrikaner*innen absolvieren ihre Postdoc-Phase eher im Heimatland als der weltweite Durchschnitt.*

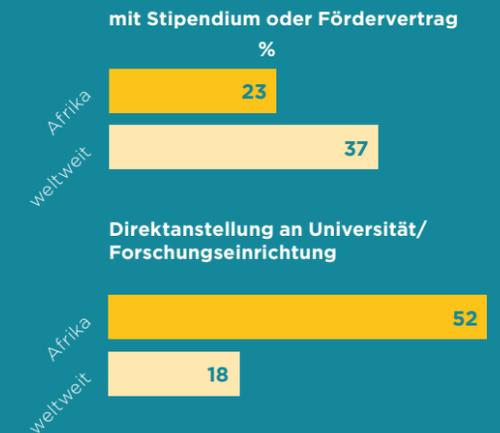


60 % der Postdocs in Afrika verdienen weniger als 15.000 US-Dollar.



Postdocs in Afrika sind älter als der weltweite Durchschnitt.

ART DER ANSTELLUNG ALS POSTDOC



Direktanstellung an Universität/ Forschungseinrichtung



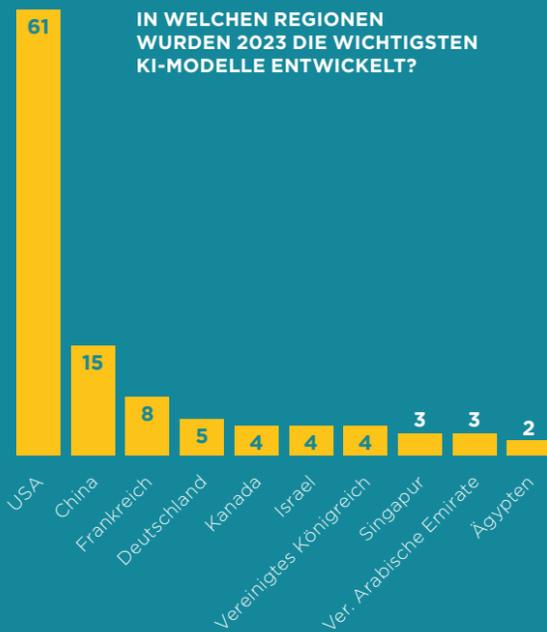
In Afrika sind Postdocs häufiger direkt angestellt.

Auch in Afrika schlagen immer mehr Studierende den Weg zur Promotion ein. Analog wachsen die Bedeutung von und der Bedarf an Postdoc-Stellen – eine Herausforderung für die Wissenschaftssysteme afrikanischer Länder. Die Zahlen stammen aus einer Umfrage der Zeitschrift „Nature“ aus 2023. Sie gibt neue Einblicke und zeigt Tendenzen auf, gilt aber nicht als repräsentativ. Von den 3.838 befragten Postdocs lebten nur 91 auf dem Kontinent, zudem stammten sie vornehmlich aus Südafrika, Nigeria und Ägypten.

Quelle: „Nature“-Postdoc-Umfrage in Zusammenarbeit mit dem Londoner Bildungsforschungsunternehmen Shift Learning. <https://www.nature.com/articles/d44148-024-00113-x>

Wettrennen der KI-Pioniere

Wo 2023 KI-Modelle entwickelt wurden



WELCHE BEREICHE ENTWICKELTEN 2023 DIE WICHTIGSTEN KI-MODELLE?



Quelle: The AI Index Report 2024, Measuring trends in AI, Stanford University, <https://aiindex.stanford.edu/report>

”

DURCH GUTE ABSICHTEN ALLEIN WERDEN DIE ETABLIERTEN MACHTSTRUKTUREN NICHT IN SICH ZUSAMMENBRECHEN.“

SABELO J. NDLOVU-GATSHENI

Technology Studies gegründet hat. „Relevant sind hier nicht nur die Pro-Kopf-Investitionen von Staaten in die Wissenschaft, sondern auch sekundäre Faktoren, wie etwa die Rechenleistung von IT-Systemen, die Forschenden zur Verfügung steht.“ Dies wiederum hänge auch damit zusammen, ob es in dem jeweiligen Land ein stabil funktionierendes Stromnetz gibt. „Solche Faktoren, die in

manchen Regionen der Welt selbstverständlich sind, entscheiden darüber, wer mit wem kooperiert und ob sich kooperierende Forschende an unterschiedlichen Standorten in einem Videoanruf ohne technische Unterbrechung über eine relevante Frage austauschen können“, sagt Jasanoff, die 2017 mit dem Reimar Lüst-Preis der Humboldt-Stiftung ausgezeichnet wurde.

Sie fordert daher weitreichende Veränderungen. „Wir sprechen häufig davon, dass Innovationen durch Wissenschaft entstehen“, sagt sie. „Ich denke, tatsächlich brauchen wir eine neue Ära der Innovation in unserem Denken über die Wissenschaft.“ Dazu gehöre anzuerkennen, dass die Metriken und Konzepte, anhand derer Fortschritt und Exzellenz gemessen werden, nicht frei von kolonialem Erbe seien. „Was wir brauchen, ist kein afrikanisches CERN“, sagt Jasanoff, ebenso wenig wie den Hierarchiedanken, der hinter einer solchen Forderung stehe. „Wir müssen begreifen, dass es neben den im globalen Norden besonders anerkannten Naturwissenschaften andere Konzepte von Wissen und Wissenspro-

duktion gibt, die gleichwertig relevant und förderungswürdig sind.“ Eine Institution, die das bereits anerkannt habe, sei das Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC). Hier ist indigenes Wissen zur Bekämpfung des Klimawandels mittlerweile willkommen. Von indigenem Wissen zu sprechen, zeuge jedoch ebenfalls von westlich geprägtem Schubladen- und Hierarchiedenken, kritisiert Jasanoff. „Die Menschen im Westen begreifen sich selbst nicht als ‚indigen‘, weil sie dieses Wissen mit ‚primitiv‘ assoziieren“, erklärt sie. „Wir müssen akzeptieren, dass Wissen umfassender ist als das, was Forschende im Labor oder mithilfe mathematischer Modelle generieren – und dass es nicht zwingend aus Universitäten kommt.“

DER MENSCHLICHKEIT BERAUBT Auch Sabelo J. Ndlovu-Gatsheni, Professor und Chair of Epistemologies of the Global South mit Fokus Afrika an der Universität Bayreuth und wissenschaftlicher Gastgeber der Humboldt-Stiftung argumentiert so: „Mit Beginn der Moderne wurden die Menschen

rassifiziert und alle, die nicht weiß waren, wurden gemäß den Abstufungen ihrer Hautfarbe ihrer Menschlichkeit beraubt“, sagt er. „Wer als Unterkategorie des Menschen gilt, dem gesteht man weder Geschichte noch Wissen noch Kultur noch Sprache zu.“ Bezogen auf die Problematik des Klimawandels etwa bedeute das: „Wer nicht an den technologischen Fortschritt glaubt, sondern sich als Teil einer belebten Natur begreift, in der auch Bäume, Flüsse und Berge Lebewesen sind, gilt als barbarisch und zu zivilisieren“, sagt Ndlovu-Gatsheni. Angesichts der Komplexität der Herausforderungen der Menschheit fordert er, es zu „wagen, all das bisher Geglaubte fundamental infrage zu stellen und in einen Prozess des Verlernens von Gewissheiten einzutreten.“

EXZELLENTER SÜDEN

Dazu sei auch die Abkehr von den Wissenshubs einkommensstarker Nationen notwendig, sagt Sheila Jasanoff. „Junge internationale mobile Wissenschaftler*innen aus dem globalen Süden haben fast alle in Nordamerika und in Europa studiert“, sagt sie. Dass junge Forschende aus dem globalen Norden ihren Abschluss im globalen Süden machen, sei dagegen sehr selten. Dabei sei es theoretisch möglich, auch in Ländern des globalen Südens exzellente Bildung anzubieten – für einen Bruchteil der Kosten der Ivy League. Jasanoff verweist auf die *Frugal Science*, ein Konzept aus Indien, das für sparsame Wissenschaft steht. Kapital und Materialeinsatz sollen dabei so gering wie möglich sein. „Was die Sparsamkeit der Wissenschaft ausmacht, sodass sie trotzdem Wissenschaft bleibt, ist für sich genommen eine wissenschaftliche Frage, die es zu erforschen gilt“, sagt sie.

Ähnliche Entwicklungen beobachtet Daya Reddy in Afrika. Der emeritierte Professor für angewandte Mathematik an der Universität Kapstadt und ehemalige Präsident des International Science Councils ist Vorsitzender des International Advisory Boards der Humboldt-Stiftung. „Es entstehen längst regionale Hubs“, sagt Reddy und nennt die Alliance of Research Universities in Africa (ARUA) als Beispiel: ein afrikanisches Netzwerk besonders forschungsintensiver Universitäten, das derzeit 23 Hochschulen umfasst. „Auch an meiner Universität kommen bereits 15 Prozent

RESIDENCY-PROGRAMM

„Macht und Wissen – Globalen Ungleichgewichten in unseren Wissenssystemen entgegentreten“: Auch das Humboldt Residency-Programm 2024 mit elf internationalen Teilnehmenden aus Wissenschaft, Medien und Zivilgesellschaft setzt sich mit Herausforderungen und neuen Wegen des globalen Wissenstransfers auseinander.

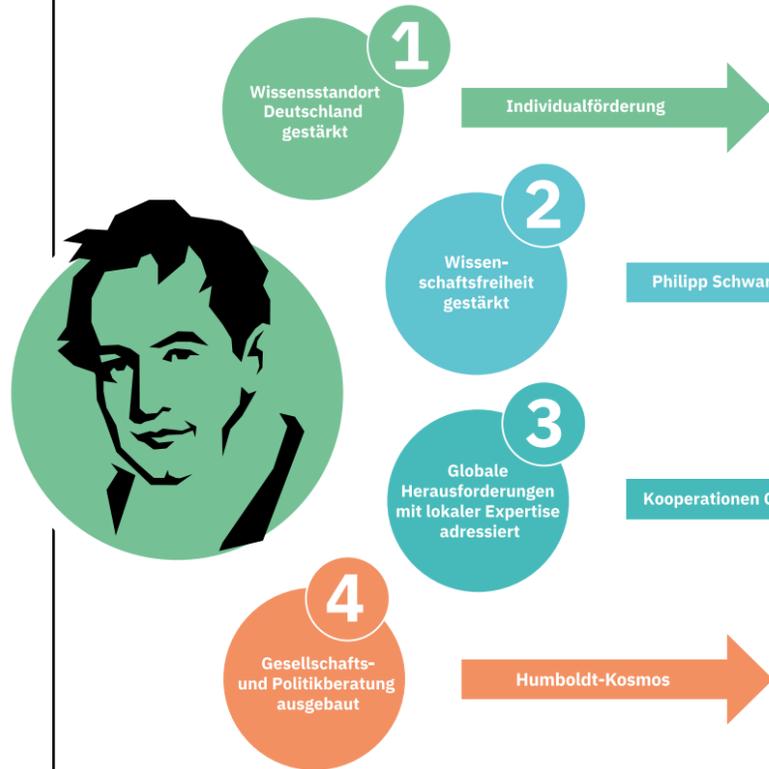
www.humboldt-foundation.de/residency-programm

der Studierenden aus anderen afrikanischen Ländern, weil die Qualität unseres Bildungsangebots so hoch ist“, sagt er. Um solche regionalen Wissenschaftshubs weiter zu etablieren und zu stärken, seien Forschungsk Kooperationen mit Wissenschaftler*innen des globalen Nordens essenziell. „Nur so werden Universitäten im globalen Süden zu attraktiven Studienzielen.“

Reddy sieht vor allem internationale akademische Institutionen in der Pflicht, eine gerechte globale Forschungslandschaft zu fördern. „Die Vergabekriterien für Wissenschaftsförderung müssen so gestaltet sein, dass daraus gerechte Nord-Süd-Wissenschaftspartnerschaften entstehen, und keine ‚Helikopter-Wissenschaft‘, bei denen Daten im globalen Süden gesammelt werden, die Forschenden, die das erledigen, aber keine gleichberechtigten Partner*innen sind“, sagt er. Sabelo J. Ndlovu-Gatsheni will das Thema Augenhöhe zunächst theoretisch angehen, bevor es an die Entwicklung von Lösungen geht. „Wir müssen erst einmal anerkennen, mit welchen Problemen wir es überhaupt zu tun haben“, sagt er. „Durch gute Absichten allein werden die etablierten Machtstrukturen nicht in sich zusammenbrechen.“ Die zentrale Frage sei: „Wie stellen wir sicher, dass alles Wissen, das die Diversität und Pluralität der Menschheit widerspiegelt, gehört wird?“ Dabei gebe es derzeit viele Ansätze und Überlegungen, die man zusammenführen müsse. „Niemand von uns hat einen fertigen Entwurf zu der Frage, wie ein gerechtes Wissenschaftssystem gestaltet sein soll“, sagt er. „Aber im Prozess des Verlernens alter Gewissheiten, in den wir alle eintreten müssen, wird ein Weg dorthin entstehen.“ ●

NEUE STIFTUNGSSTRATEGIE

Resiliente Wissenschaft für eine Welt im Wandel



Die Humboldt-Stiftung hat ihre neue Strategie 2024–2028 verabschiedet. Damit definiert sie ihre künftigen Schwerpunkte und setzt ihren Weg fort, die individuelle, länder- und disziplinenübergreifende Förderung herausragender Wissenschaftler*innen weiter auszubauen und an global veränderte Rahmenbedingungen anzupassen.

Die neue Strategie sieht vier Wirkungsziele vor: die Stärkung des Wissenschaftsstandorts Deutschland, die Stärkung der Wissenschaftsfreiheit und den Schutz gefährdeter

Forscher, die Förderung von Kooperationen mit dem sogenannten globalen Süden, um globale Herausforderungen mit lokaler Expertise anzugehen, sowie den Ausbau der Gesellschafts- und Politikberatung.

„Die Stiftung sieht den Kern ihres Handelns in der Förderung der Wissenschaften mit einem uneingeschränkten Qualitätsanspruch an ihre Forschenden. Darin und in der Verlässlichkeit über die Zeiten liegt unser Wert“, kommentiert Stiftungspräsident Robert Schlögl die Strategie. „Dieser Nutzen, den wir als Kulturleistung verstehen und ohne Zweckbindung generieren, wird mit der neuen Strategie um die Dimension einer offenen Wissenschaftsdiplomatie erweitert.“



MEHR DAZU
www.humboldt-foundation.de/k116-1

EVALUATION

Humboldt-Forschungshubs in Afrika überzeugen

Sechs Forschungshubs fördert die Humboldt-Stiftung seit 2021 in Benin, Kamerun, der Republik Kongo, Nigeria und Simbabwe. Eine Zwischenbegutachtung durch das Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung ISI fällt positiv aus: Die erbrachten Leistungen seien beachtlich, eine Fortsetzung der Förderung bis 2026 wird empfohlen.

Die Hubs erarbeiten unter Leitung afrikanischer Alumni Forschungsergeb-

nisse zur Bewältigung von Pandemien und Strategien zur Erhöhung der Resilienz afrikanischer Gesellschaften für künftige Krisensituationen. Fünf Hubs werden durch das Auswärtige Amt, ein weiterer in Kooperation mit der Bayer Foundation gefördert.



MEHR DAZU
www.humboldt-foundation.de/k116-2

Alle aktuellen Themen auf www.humboldt-foundation.de/newsroom



Foto: Humboldt-Stiftung/David Ausserhofer

DIALOG

Im Gespräch mit geflüchteten Forschenden

In der neuen Veranstaltungsreihe „Fragile Freiheit“ sprechen geflüchtete Forschende, darunter Geförderte der Philipp Schwartz-Initiative der Humboldt-Stiftung, über ihre Erfahrungen mit Freiheitsverlust und Flucht. Die öffentlichen Gespräche an Hochschulen in Deutschland werden als Podcasts veröffentlicht. Die Kommunikationsagentur con gressa führt die vom Bundesforschungsministerium geförderte Reihe in Kooperation mit der Stiftung durch.



MEHR DAZU
www.humboldt-foundation.de/k116-3

COM:LAB

WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION

Umkämpfte Freiheit

Stark diskutiert und stark umkämpft, je nach Interessenlage wird das Konzept „Freiheit“ unterschiedlich ausgelegt. 2024 geht das neunte Communication Lab der Humboldt-Stiftung den sozialen, ethischen und ökonomischen Konfliktzonen der Freiheit nach. In dem Format treffen Geförderte der Humboldt-Stiftung auf Alumni der Organisation Internationale Journalisten-Programme (IJP) und entwickeln gemeinsam Medienprojekte.



MEHR DAZU
www.humboldt-foundation.de/k116-4



Die im Mai ausgezeichneten Humboldt-Professor*innen wechseln aus dem Ausland nach Berlin, Bochum, Braunschweig, Darmstadt, Erlangen, Freiburg, Hannover, München, Potsdam und Stuttgart.

AUSGEZEICHNET

Humboldt-Professuren verliehen

Zwölf internationalen Spitzenforschenden wurde im Mai die mit bis zu fünf Millionen Euro dotierte Alexander von Humboldt-Professur durch Bundesforschungsministerin Bettina Stark-Watzinger und Stiftungspräsident Robert Schlögl verliehen. Deutschlands höchstdotierter Forschungspreis holt Top-Wissenschaftler*innen aus aller Welt an deutsche Universitäten.



MEHR DAZU
www.humboldt-foundation.de/k116-5

DIE ERBFORSCHERIN



PROFESSORIN DR. SOPHIA

LABADI ist Ethnologin und Professor of Heritage an der University of Kent, Vereinigtes Königreich. Die Expertin für Kulturerbe- und Menschenrechtsforschung erhielt 2023 den Reimar Lüst-Preis für internationale Wissenschafts- und Kulturvermittlung.

Für Sophia Labadi ist Vergangenheit lebendig. Die Ethnologin und Expertin für Kulturerbestudien erforscht, wie Welterbestätten und europäische Museen soziale Gerechtigkeit in afrikanischen Ländern fördern, Armut bekämpfen und dem Klimawandel aktiv begegnen können – und deckt dabei auf, wie koloniales Denken nachhaltige Entwicklung mitunter verhindert.

Text **ESTHER SAMBALE**

Wenn Sophia Labadi am Schreibtisch sitzt, ist aus ihrem Arbeitszimmer meist Jazz zu hören. „Ich mag es, wie kreativ und divers diese Musik ist. Es hat mich schon immer fasziniert, dass ein und dasselbe Stück je nach Improvisation ganz unterschiedlich klingt.“ Mitte der 1990er-Jahre, als sie ihren Bachelor-Abschluss in Politik- und Sozialwissenschaften machte, arbeitete sie als Freiwillige beim renommierten Grenoble Jazz-Festival. „Dort habe ich eine Ausstellung mit dem Titel ‚Jazz‘ mitorganisiert, in der Scherenschnitte von Henri Matisse zu sehen waren. Eine Erfahrung, die mich so sehr begeistert hat, dass ich für mein Masterstudium ein Fach suchte, das inhaltlich eng mit Kunst, Museen und Kultur verknüpft ist, und ich mich um einen Platz im Master-Studiengang Kulturerbe am University College in London beworben habe“, erinnert sich Sophia Labadi. Über zwei Jahrzehnte später ist sie Professorin für Kulturerbe an der britischen Universität Kent und gilt als herausragende interdisziplinäre Forscherin auf ihrem Gebiet. Kürzlich wurde ihr der Reimar Lüst-Preis für internationale Wissenschafts- und Kulturvermittlung verliehen, den die Humboldt-Stiftung gemeinsam mit der Fritz Thyssen Stiftung vergibt. Eine Kernfrage prägt ihre wissenschaftliche Arbeit: Wie kann kulturelles Erbe zur nachhaltigen Entwicklung etwa in den Bereichen Armutsbekämpfung oder Klimawandel beitragen?

DYNAMISCHES ERBE

Wer verstehen will, unter welchen Voraussetzungen Natur- und Kulturerbe einen Beitrag zur nachhaltigen Entwicklung leisten können, sollte laut Labadi einen kritischen

Blick auf die gängige Definition des Begriffs werfen. „Noch immer wird Natur- und Kulturerbe als unveränderbarer Teil der Vergangenheit betrachtet. Eine Haltung, die dazu führen kann, dass potenziell innovative Lösungen, die uns die Vergangenheit liefern könnte, dann übersehen oder ignoriert werden.“ So wie in der senegalesischen UNESCO-Welterbestätte Sine Saloum, die Labadi für Feldstudien im Rahmen ihres 2022 erschienenen Buchs „Rethinking Heritage for Sustainable Development“ besuchte. Die weitverzweigte Sumpflandschaft an der Mündung der Flüsse Saloum und Sine in den Atlantik ist durchzogen von kleinen Inseln und Mangrovenwäldern. Dort dienten Muschelhügel aus der Zeit um 5.000 v. Chr. den Bewohner*innen als effiziente Barrieren gegen den – zunächst nur durch die Gezeiten, später zudem durch den Klimawandel – steigenden Meeresspiegel, bis diese vor Kurzem als Baumaterial abgetragen wurden. „Traditionelle Lösungen werden oft als irrelevant abgetan und die lokale Bevölkerung als in der Vergangenheit lebend angesehen. Dabei setzt man aktuell interessanterweise unter anderem in den USA und den Niederlanden wieder Austernriffe als Küstenschutz ein“, sagt Labadi. Sie plädiert für einen ganzheitlichen und dynamischen Natur- und Kulturerbe-Begriff. Die Einteilung in „materielles“ und „immaterielles“ Erbe sei eurozentrisch und kann ihr zufolge Entwicklung verhindern: „Wir müssen anerkennen, dass Kultur und Natur miteinander verwoben sind. Eine Stadt wie Paris kann man nicht ohne die Seine verstehen. Gleiches gilt für viele Welterbestätten.“

Ein Beispiel für eine Welterbestätte, die über die Kategorien von Natur- und Kulturerbe hinausgeht und eine komplexere Geschichte vermittelt, ist für Labadi Robben Island in Südafrika. Das dortige ehemalige Gefängnis, in dem >

Foto: Humboldt-Stiftung/Marina Weigl

”

NOCH IMMER WIRD KULTURERBE ALS UNVERÄNDERBARER TEIL DER VERGANGENHEIT BETRACHTET.“

SOPHIA LABADI

unter anderem Nelson Mandela lange Jahre inhaftiert war, ist heute ein Museum; einstige politische Gefangene bieten Führungen an. Eine Solaranlage trägt zur sauberen Stromgewinnung bei und sozioökonomische Initiativen in Form eines Handwerkszentrums unterstützen Angehörige ehemaliger Gefangener. Labadi sagt: „Wer Natur- und Kulturerbe in afrikanischen Ländern erfolgreich und jenseits kolonialer Strukturen managen will, muss ganzheitlich denken.“ Zwar werde über Natur- und Kulturerbe als Mittel zur Armutsbekämpfung nachgedacht, etwa durch Tourismus. Doch noch immer existiere die neokolonialistische Haltung, Tourist*innen aus dem globalen Norden könnten ein Ende der Armut herbeiführen, so Labadi. Einheimische würden oft so ausgebildet, dass sie in prekären Jobs vor allem Bedürfnisse von Ausländer*innen erfüllen, etwa als Reiseleiter*innen oder als Servicekräfte in Restaurants oder Hotels, die überwiegend im Besitz Weißer sind. Labadi sagt: „Der Tourismus muss ernsthaft überdacht werden, damit er den lokalen Gemeinschaften Vorteile bringt.“

FORSCHUNG IN DER PRAXIS

Ihre Theorien und Erkenntnisse prägen nicht nur den akademischen Diskurs, sondern zudem die Praxis der Natur- und Kulturerbeverwaltung weltweit. So arbeitet Labadi mit internationalen Organisationen wie der UNESCO oder der Weltbank und mit Regierungen von Ländern wie Südkorea

zusammen. Sie berät etwa bei der Entwicklung von Strategien im Bereich Natur- und Kulturerbe, bei Veröffentlichungen oder bei neuen Lehrplänen zum Thema Kulturerbe und Museen. „Dieser Blick in die Praxis bereichert meine Arbeit enorm und führt mich immer wieder zu neuen Forschungsfragen“, sagt Labadi. „Meine Forschung soll einen Nutzen haben und sich gesellschaftlichen Herausforderungen widmen“, erklärt sie weiter. „Als Wissenschaftlerin habe ich auch eine soziale Verantwortung. Mir erscheint es unmöglich, mich nicht mit den Problemen des realen Lebens zu befassen.“ Was Labadi außerdem wichtig ist: dass mehr afrikanische Erbestätten anerkannt werden. „Seit Beginn meiner Forschung befinden sich noch immer über die Hälfte der Welterbestätten in Europa – diese koloniale Symbolik muss dringend abgebaut werden.“

MIT DER EIGENEN IDENTITÄT VERKNÜPFT

Eigentlich wollte Labadi anfangs nicht zu Themen wie Kolonialismus oder Diversität forschen. „Erst als ich meine erste feste akademische Anstellung bekam und später die volle Professur, begann ich damit.“ Als erste Frau mit afrikanischem Hintergrund erhielt Labadi, die als Kabylin Angehörige einer indigenen Berbergruppe aus Algerien ist, 2019 eine Professur für Kulturerbe in Großbritannien. „Das war ein historischer Moment für mich, nicht nur wegen meiner Herkunft, sondern auch, weil ich die erste Akademikerin aus einer Familie bin, die der sogenannten *lower class* angehörte.“ Erst als sie sich sicher war, dass die akademische Welt ihren Namen fest mit der Kulturerbeforschung verbindet, fing sie an, zu Migrations- und Gerechtigkeitsthemen zu arbeiten – Themen, die auch mit ihrer eigenen Identität verknüpft sind. „Mir war es sehr wichtig, nicht in eine Schublade gesteckt zu werden – als Wissenschaftlerin mit Migrationshintergrund, die nur zu Kulturerbe- und Migrationsthemen arbeitet.“

Für ihr Buch „Museums, Immigrants, and Social Justice“ untersuchte sie in Fallstudien, wie Museen dazu beitragen können, zentrale Probleme von Einwanderer*innen anzugehen. Labadi führt das Beispiel der dänischen Nationalgalerie an: In einem sechswöchigen Beschäftigungsprogramm für Sprachschüler*innen erarbeiteten die Teilnehmenden dort Interpretationen zu Kunstwerken ihrer Wahl und trugen sie auf Dänisch bei Museumsführungen vor. Labadi sagt: „Museen sollten anerkennen, dass Immigrant*innen, die die Sprache ihres Gastlandes lernen, sowohl zur Interpretation von Sammlungen beitragen

als auch den Besuch anderer Zuwander*innen erleichtern können.“ Ihre Forschung zeige zudem, dass auf struktureller Ebene trotz aller Bemühungen noch immer grundlegender Handlungsbedarf bestehe. So seien People of Colour als Künstler*innen selten integraler Bestandteil von Dauerausstellungen, sondern eher am Rande in Wechselausstellungen. „Europäische Museen sind koloniale Einrichtungen und ihre Arbeit ist von kolonialen Praktiken durchdrungen.“ Was laut Labadi ein Anfang sein könnte, dies zu ändern: „Migrant*innen und People of Colour einzustellen, die Entscheidungsgewalt besitzen und den Kern der Museumspraxis wirklich verändern wollen.“

DEKOLONIALISIERTES DENKEN

Doch nicht nur in Museen wirken koloniale Strukturen fort. Labadi sagt: „Wir sehen diese Mechanismen überall. Etwa in französischsprachigen Ländern Afrikas, wo Kinder aus Schulbüchern lernen, die in Frankreich produziert werden und in denen sie nur wenig über ihre eigene Geschichte erfahren.“ Oder in der Schule ihrer Tochter: „Dort arbeiten die einzigen People of Colour als Reinigungskräfte oder in der Kantine, nicht aber als Lehrer*innen“, sagt Labadi.

In ihrem neuesten Projekt befasst sie sich mit kolonialen Statuen im postkolonialen Afrika und der Frage, ob Geschichte zerstört wird, wenn diese aus dem öffentlichen Raum entfernt werden. „Wenn wir anerkennen, dass Natur- und Kulturerbe dynamisch sind, können Statuen abgebaut werden, um den Weg für ein kulturelles Erbe zu ebnen, das besser mit der lokalen Geschichte übereinstimmt“, ist Labadis Position. Gerade interessiert sie sich auch für künstlerische Ansätze, die Statuen ersetzen und Menschen im öffentlichen Raum zum Nachdenken bringen könnten. So wie die Installation *PeopL* der belgisch-ruandischen Künstlerin Laura Nsengiyumva: eine Eisreplik des Reiterstandbilds von König Leopold II., der für die Kolonialisierung des Kongo-Freistaats und die anschließende Ausbeutung der dortigen Ressourcen verantwortlich war. Die Künstlerin ließ die Statue des belgischen Kolonialherrschers während des Kunst-Events „Nuit Blanche“ im Laufe eines langen Abends vor Publikum im überdachten Innenhof einer Brüsseler Grundschule schmelzen. Labadi findet: „Das war eine sehr passende Art zu zeigen, wie komplex und langwierig es ist, koloniale Strukturen zu verändern und Wandel herbeizuführen.“ ●

Fotos: privat

COLONIAL STATUES IN POST-COLONIAL AFRICA

Wie koloniale Statuen in afrikanischen Ländern nach der Unabhängigkeit genutzt und interpretiert wurden, untersucht Labadi aktuell. Sie beleuchtet die komplexen Dynamiken von Macht, Erinnerung und Identität und will eine breite Diskussion über Denkmäler in postkolonialen Gesellschaften anregen.



MUSEUMS, IMMIGRANTS, AND SOCIAL JUSTICE (2018 ROUTLEDGE)

Anhand von umfassenden Fallstudien führender Museen in Frankreich, Dänemark und Großbritannien stellt Labadi auf interdisziplinäre Weise folgende These auf: Museen können jenseits der Ausstellungsräume durch eigene Programme einen entscheidenden Beitrag leisten, um unter anderem die Sprach- und Berufskompetenzen von Migrant*innen zu fördern.

RETHINKING HERITAGE FOR SUSTAINABLE DEVELOPMENT (2022 UCL PRESS)

Wie und ob Kulturerbe zur nachhaltigen Entwicklung beitragen kann, erforscht Labadi in diesem Projekt. Auf Basis einer historischen Analyse internationaler Ansätze zum Thema „Kultur“ und einer kritischen Untersuchung von Kulturerbe für Entwicklungsprojekte in Äthiopien, Mosambik, Namibia und Senegal erarbeitet sie Empfehlungen für eine neue Ausrichtung der Kulturerbe-Praxis.



EINIGKEIT UND UNGLEICHHEIT

Ist die Unterrepräsentanz Ostdeutscher unter deutschen Hochschulleitungen Folge eines innerdeutschen Kolonialismus?

Gastbeitrag von **ASTRID LORENZ**

Im deutschen Wissenschaftsbetrieb waren 2018 nur 1,6 Prozent der Spitzenpositionen mit Ostdeutschen besetzt – bei einem Bevölkerungsanteil von circa 19 Prozent. Keine einzige ostdeutsche Frau leitete 2018 eine Universität oder außeruniversitäre Einrichtung. Damit waren Ostdeutsche in Führungspositionen mehr als 30 Jahre nach der Wiedervereinigung stark unterrepräsentiert, wie unsere Studie Elitenmonitor ergab, in der die Repräsentation Ostdeutscher in Spitzenpositionen erforscht wird.

Von einer bewussten Kolonisierung kann dabei aber nicht die Rede sein. Die letzte DDR-Regierung beschloss 1990 den Beitritt zum bestehenden westdeutschen Wissenschaftssystem der Bundesrepublik. Die Verfahren für Personalentscheidungen an Hochschulen regeln seitdem auch in Ostdeutschland die Landesparlamente. Und diese holten in den 1990ern oftmals das Know-how westdeutscher Führungskräfte in den Osten. Westdeutsche Chefs wurden zum Standard.

ANHALTENDE SCHIEFLAGE

Markant ist jedoch, dass sich daran lange wenig änderte. Studien zeigen: Dies hat nicht zuletzt mit der Sozialisation der Führungskräfte zu tun. Diese beeinflusst stark, wie Qualitätskriterien bei Neueinstellungen interpretiert werden, was etwa als relevante Expertise betrachtet wird, wie das Auftreten einer Person oder ihre Karrierestationen bewertet werden, ob es eine Vorstellung gibt, was sie unter welchen Bedingungen leisten musste, um ihre Eignung zu erlangen. Da seit den 1990ern vorwiegend Westdeutsche in Auswahlkommissionen saßen und sitzen, dominiert auch ihr Sozialisationsprofil.

Ostdeutsche der Altersgruppe(n), die für Spitzenposten bisher infrage kamen, vereinen im Schnitt Merkmale, die

HINTERGRUND

Die deutsche Wiedervereinigung

Als am 9. November 1989 die Berliner Mauer fällt, gilt nach über vier Jahrzehnten die ungewollte Teilung Deutschlands in zwei Staaten als aufgehoben, ausgelöst durch eine friedliche Revolution in der DDR.

Am 3. Oktober 1990 tritt die DDR offiziell der BRD bei. Es folgt die „Übernahme des politischen, ökonomischen und juristischen Systems der Bundesrepublik, ihres Bildungssystems und der Ausdehnung seiner gesamten Institutionenarchitektur ebenso wie die des Wertesystems“, wie es die ostdeutsche Schriftstellerin Jana Hensel beschreibt. Die westdeutsche Perspektive wurde zur Norm. Der Osten sollte sich anpassen. Es findet ein „Elitenaustausch“ statt, in dem ostdeutsche Biografien mehrheitlich zum Nachteil gerieren. Das gilt auch im Wissenschaftsbetrieb, wo zwei unterschiedliche Systeme mit je eigener Wissenschaftskultur zu einer Forschungslandschaft zusammenwachsen sollen.

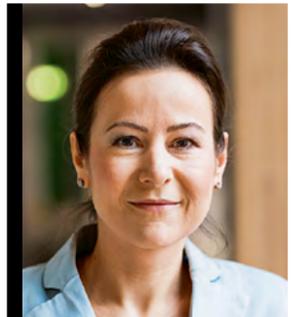
Ausgehend von dieser Vereinnahmung entsteht ein Diskurs, der die Frage aufwirft, ob die Wiedervereinigung im Kern ein kolonialer Akt gewesen sei. „Die DDR wurde, nachdem sie durch die Wiedervereinigung zu Ostdeutschland wurde, als Verlierer der Geschichte politisch, ökonomisch, historisch, kulturell und mental aus ihrer eigenen Mitte an die Peripherie gerückt“, schreibt Hensel. Für die Soziologin Sandra Matthäus erscheint die Debatte um „innerdeutschen Kolonialismus“ produktiv, um die Mechanismen herauszuarbeiten „mit denen Minderwertigkeit produziert wird und Asymmetrien wieder und wieder reproduziert werden können“.

Kritiker*innen warnen unterdessen davor, den Kolonialismus-Begriff zu trivialisieren. Befürworter*innen halten dagegen, es gehe weniger um unzulässige Vergleiche, als vielmehr darum, postkoloniales Denken anzuwenden. Und damit zu verstehen, welche Auswirkungen das Hierarchiegefälle auf die ostdeutsche Gesellschaft hat, ebenso wie auf die Beziehungen zwischen Ost- und Westdeutschen. ● **Text: MARLENE HALSER**



Fotos: F. Anthea Schaap/Imago, Christian Höller/Universität Leipzig/SUK

MAUERREST
am Potsdamer Platz
in Berlin



Die Politikwissenschaftlerin **PROFESSORIN DR. ASTRID LORENZ** hat den Lehrstuhl für das Politische System Deutschlands und Politik in Europa an der Universität Leipzig inne. Sie ist Mit-Autorin des vom Ostbeauftragten der Bundesregierung geförderten Elitenmonitors, gemeinsam mit Forschenden der Universität Jena und der Hochschule Zittau/Görlitz. Der Humboldt-Stiftung ist Lorenz als wissenschaftliche Gastgeberin verbunden.

auch bestimmten westdeutschen Bevölkerungssegmenten (wie etwa Bildungsaufsteigern oder migrantischen Communities) zum Nachteil gereichen: eine andere Sozialisation, ein abweichender Habitus, geringere Einkommen und Vermögen, die die Möglichkeiten für Ortswechsel und Auslandsaufenthalte beeinflussen, weniger Unterstützung und Insiderwissen durch Bekanntschaft mit Personen, die bereits wissenschaftlich Karriere gemacht haben.

Die Schieflage hat Effekte: Befragungen zeigen, dass Ostdeutsche ihre Unterrepräsentation in vielen Sektoren deutlich wahrnehmen. Wer sie spürt, ist tendenziell unzufriedener mit der Funktionsweise der Demokratie.

Und in sozialwissenschaftlichen Studien wird das Hintergrundwissen zur ostdeutschen Teilgesellschaft und wichtigen Prozessen oftmals nicht mit einbezogen. Dies trägt zu einer selektiven Erfassung der Wirklichkeit und verzerrten, einseitigen Dateninterpretationen bei.

Wir sollten daher sensibler für Mechanismen sein, die die Chancengleichheit auf Karrierepfaden beeinträchtigen – auch, wenn sie nicht das Ergebnis einer Kolonisierung sind. Dass wir lernfähig sind, lassen die Zahlen vermuten: 2022 waren immerhin 8,1 Prozent der Toppositionen im Wissenschaftsbetrieb von Ostdeutschen besetzt, 3,2 Prozent von ostdeutschen Frauen. ●



GEGEN DIE OHNMACHT

Wer macht eigentlich was in der Stiftung und sorgt hinter den Kulissen dafür, dass alles läuft? Auf dieser Seite stellen wir einmal nicht Humboldtianer*innen, sondern Kolleg*innen vor, ihre Aufgaben und Erfahrungen und was sie tun, wenn sie gerade nicht arbeiten. **DIESMAL: OKSANA SEUMENICHT.**

In der Stiftung verantworte ich das MSCA4Ukraine-Programm, das geflüchteten Forschenden aus der Ukraine ermöglicht, ihre Arbeit im europäischen Ausland fortzusetzen. Die Europäische Kommission hat das Stipendienprogramm 2022 als Reaktion auf Russlands Angriffskrieg gegen die Ukraine ins Leben gerufen. Für mich ist das eine ganz wichtige Initiative. Ich bin selbst in der Ukraine aufgewachsen. Dieser brutale Krieg geht mir sehr nahe. Ich weiß, ich kann ihn nicht stoppen. Durch meine Arbeit fühle ich mich aber nicht mehr ganz so hilflos und kann mein Heimatland durch meine berufliche Expertise unterstützen. Kurz nach meiner Promotion in Strahlenbiologie in der Ukraine bin ich 1998 ins Ausland gegangen, zunächst nach Deutschland, dann nach Großbritannien. Im Wissenschaftsmanagement arbeite ich inzwischen seit vielen Jahren, zuletzt beim Max Delbrück Center in Berlin. Diese Erfahrungen kann ich nun nutzen, um mich bei MSCA4Ukraine für Forschende einzusetzen und dazu beizutragen, die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen der EU und der Ukraine zu stärken. Das ist mir schon seit vielen Jahren ein Anliegen. Ich habe zwar

immer das politische Geschehen in der Ukraine verfolgt, der Euromaidan 2013/14 hat für mich aber nochmal einiges verändert. Bis dahin hatte ich nicht unbedingt gezielt Kontakt zu Ukrainer*innen gesucht. 2014 habe ich dann begonnen, mit Mitstreiter*innen Strukturen und Plattformen für den wissenschaftlichen Austausch und die akademische Zusammenarbeit mit der Ukraine zu schaffen. So habe ich 2015 das UKRAINE Network und 2016 die Deutsch-Ukrainische Akademische Gesellschaft mitgegründet und mich dort seitdem ehrenamtlich engagiert. Ähnliches beobachte ich allgemein bei vielen ukrainischen Expats im Westen, darunter Wissenschaftler*innen und Menschen in Toppositionen: Viele haben sich lange eher durch ihren Beruf identifiziert – und gar nicht so sehr mit der Ukraine. Durch die politischen Entwicklungen und insbesondere seit 2022 hat sich das geändert. So tragen viele Diaspora-Ukrainer*innen zum besseren Verständnis der Ukraine bei, wirken den russischen Desinformationskampagnen proaktiv entgegen: Wir sind keine Russen und keine *Homines Sovietici*, und wir setzen uns für das Land ein. ● Aufgezeichnet von **TERESA HAVLICEK**

Foto: Humboldt-Stiftung/raufeld/Olaf Janson

FÖRDERN SIE DIE HUMBOLDTIANER*INNEN DER ZUKUNFT

Unterstützen Sie unsere Arbeit und schaffen Sie Freiräume für Zusatzangebote sowie neue Ideen und Initiativen.

Spenden sind möglich über folgende Kontoverbindung:

Kontoinhaber:

Alexander von Humboldt-Stiftung

IBAN: DE03 3708 0040 0266 3971 04

BIC: DRESDEFF370

Wenn Sie die Philipp Schwartz-Initiative für gefährdete Forschende unterstützen wollen, versehen Sie Ihre Spende bitte mit dem Verwendungszweck: PSI.

Spender*innen aus den USA können auch die Aktivitäten unserer Partnerorganisation American Friends of the Alexander von Humboldt Foundation unterstützen und über eine steuerbegünstigte Spende die Bindung der amerikanischen Humboldtianer*innen an Deutschland fördern: www.americanfriendsofahv.org/give



Weitere Informationen finden Sie unter:
www.humboldt-foundation.de/entdecken/organisation/spenden

SCHON GEWUSST?

WO IDEEN ENTSTANDEN SIND

Produktion von Gummi: Indigene Völker im Amazonas nutzten **Kautschuk**, um zum Beispiel Schuhe anzufertigen.

Aus Gräsern und Pflanzen, Lama- und Alpakahaar webten die Inka im westlichen Südamerika **Hängebrücken**, die riesige Schluchten überspannten.

Variolation – bei dieser frühen Form der **Impfung** in Subsahara Afrika sollte eine kontrollierte Infektion mit Pockeneiter Erkrankter zu einem milden Verlauf und Immunität führen.

Die Geschichte der **Eisenproduktion** in Afrika ist mehrere tausend Jahre alt. Die weitflächige Verbreitung der Verhüttung gilt beispielsweise in Burkina Faso ab 500 v. Chr. als belegt.

Getreidesamen, die durch Urin schnell aufkeimen, dienten in Ägypten schon vor 3.000 Jahren als **Schwangerschaftstests**.

Schatten-, Sonnen- und Wasseruhren – vor über 5.000 Jahren entwickelten die Ägypter erste Geräte zur **Zeitmessung**.

Offen für alle, hohe Standards, effiziente Organisation: Islamische Gesundheitszentren des 9. Jahrhunderts zum Beispiel im Irak waren Vorbild für heutige **Krankenhäuser**.

Geburtsstätte der plastischen **Schönheitschirurgie**: Schon ab 1200 v. Chr. ist in Indien eine hohe Anzahl an Nasenoperationen belegt.

Jagadish Chandra Bose, Naturwissenschaftler aus Indien und **Pionier des Radios**, demonstrierte 1885 als erster die drahtlose Übertragung elektromagnetischer Wellen.

Schneckenstecher aus Südostasien: Im Reisanbau dienen **Laufenten** seit Jahrhunderten als Schädlingsbekämpfer.

Welterbestätte Budj Bim in Australien: Der Gunditjmarra-Stamm betrieb **Aquakultur** mit komplexem System von Kanälen, Wehren und Dämmen.

- 1 Rubber production: Indigenous peoples in the Amazon used **rubber** to make shoes, for example.
- 2 The Incas in western South America wove **hanging bridges** that spanned huge gorges from grasses and plants, llama and alpaca hair.
- 3 Variolation – in this early form of **vaccination** in Sub-Saharan Africa, a controlled infection of patients with smallpox pus was designed to lead to a mild course and immunity.
- 4 The history of **iron production** in Africa is several thousand years old. The widespread use of smelting in Burkina Faso, for example, has been documented from 500 B.C.
- 5 More than 3,000 years ago, grain seeds that quickly germinate when exposed to urine, were used as **pregnancy tests** in Egypt.
- 6 Shadow clocks, sundials and water clocks – the Egyptians developed the first devices for **measuring time** more than 5,000 years ago.
- 7 Open to everyone, high standards, efficient organisation: Islamic health centres like those in 9th century Iraq were a model for today's **hospitals**.
- 8 Birthplace of **cosmetic surgery**: a large number of nose operations has been documented in India going back to 1200 B.C.
- 9 In 1885, Jagadish Chandra Bose, scientist from India and a **pioneer of radio**, was the first to demonstrate the wireless transmission of electromagnetic waves.
- 10 Snail scarers from Southeast Asia: in rice paddies, **runner ducks** have been used as pest controllers for centuries.
- 11 World Heritage Site Budj Bim in Australia: the Gunditjmarra people practised **aquaculture** with a complex system of canals, weirs and dams.

1



2



4



3



6



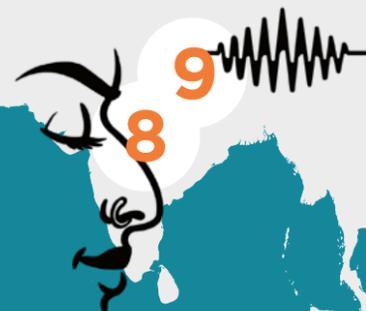
5



7



9



10



11



DID YOU KNOW?

WHERE IDEAS ORIGINATED